

production fern, hat doch „Jan Maria Plojhar“ von allen Werken Zeyers die relativ größten Berührungspunkte mit der Wirklichkeit. Fast alle übrigen sind mehr oder weniger bloße Phantastspiele, deren Reiz in bunter Farbenüppigkeit und melodischer, süßlich schwächender Sprache besteht. Der psychologische Inhalt ist da zumeist sehr einfach: die glühende Leidenschaft, die süße Sehnsucht, das weltentrückte Träumen, das sind ihre Hauptthemen. Dem obgleich Zeyer so viele Berührungspunkte mit der neuesten modernen Kunst hat, besonders was seinen Aristokratismus und l'art pour l'art-ismus betrifft, so ist doch seine Psychologie ganz romantisch im alten Sinne des Wortes. Bei ihm ist die Seele keine bloße Nervenharfe wie bei den Modernsten, sondern ein Inbegriff wenig complicierter, unklarer, aber bis zu den größten, übermenschlichen Extremen gespannter Gefühle. Seine Personen leben und sterben durch ihre Leidenschaften, ihre Träume und ihre Sehnsucht — das sind die einzigen Triebkräfte ihres Lebens.

Die Mystik brach schon aus den ersten Zeyer'schen Büchern hervor. Lange, bevor noch die naturalistische Flut ihren Höhepunkt erreicht hatte, spielte schon bei ihm die Symbolik der uralten Mythen, Occultismus, Spiritismus etc. eine große Rolle. Aber insbesondere war es das Christentum, von dem sich der Dichter immer mehr angezogen fühlte. Zuerst war es zumeist die sinnberauschende, ästhetische Decoration des mittelalterlichen Katholicismus, heute aber sind es — wie sein neuestes Buch „Drei Legenden vom Crucifix“ bezeugt — auch schon Einflüsse moralischer Natur (z. B. Tolstois), welche diesen entzückten Maler der irdischen Schönheit zu den Füßen des Erlösers führen und ihn Demuth und Einfachheit der Seele preisen lassen. Diese Evolution ist ganz klar: die Augen des Dichters sind schon von dem Farbenglanz dieser Welt zu sehr ermüdet und geblendet, und immer lauter melden sich jetzt die tiefen Bedürfnisse der Seele. Sie lechzt nach Ruhe und Glauben — noch unlängst hat ein Interviewer uns berichtet, Zeyer wünsche sein Leben in der Stille irgend eines französischen Klosters zu beenden.

Aber es ist nicht der Neochristianismus nach der neuesten Mode, kein Evangelium der Blasferten. Zeyers Weg zum Kreuze Christi führte nicht durch die skeptischen Irrgänge und analytischen Schluchten der Moderne, sondern durch die sonnigen Fluren seiner Romantik. Sein Wegweiser war ein natürlicher Künstlerinstinct. Er gieng seinen einsamen Weg als einer der letzten Epigonen der Romantik, ohne ahnen zu können, dass sein als Curiosität verschriebenes Werk niemals die modernsten Stimmungen und den modernsten Geschmack befriedigen werde. Und es geschah doch. Die Jüngsten bei uns in Böhmen proclamieren ihn als ihren Mann, und Zeyer läßt es geschehen. Aber diese späte Anerkennung eines so lange verkannten Künstlers ist zu ostentativ, um aus rein künstlerischen Motiven kommen zu können. Man spürt allerhand literarische Politik und Taktik der Clique darin. Aber immer bleibt sie ein wichtiges Symptom der heutigen Umwandlung im künstlerischen Geschmack. Die jungen Raffinierten, die einen alten Romantiker in ihre Schlachtreihe aufnehmen — ist denn das nicht ein Ueberbrücken der Kluft zwischen den Alten und Jungen? Und gibt es denn nicht viel zu denken über die Berührungspunkte und gemeinsamen Elemente der Romantik und der Décadence? Und zeigt es denn nicht, dass diese letzte im gewissen Sinne nichts als eine neu aufzustehende, modern maskierte Romantik ist? Zeyer ist wahrhaft ein Vollblutromantiker. Es wäre ein Mißverständnis, ihn ohneweiters mit den modernsten Mystikern und Symbolisten zu identificieren. Sein Weg führte ihn durch ganz andere Landstriche, erst jetzt, an den letzten Stationen, zeigt es sich, dass seine Richtung der ihrigen parallel war und dass beide Wege, die seiner Gefühls- und Farbenromantik und ihrer Nerven- und Stimmungsromantik, ein gemeinsames Ziel haben, ein gemeinsames Streben nach der Realisation eines hohen, der modernen Gesellschaft abgewandten Kunstideals. Und dieses reine, stolze Kunststreben war es, mehr noch als irgend ein Werk von ihm, was ihm die heutige Jugend gewann.

Der Fall Zeyers ist auch in anderer Hinsicht lehrreich. Er zeigt uns, dass die blaue Blume der Romantik auch unter dem naturalistischen Schneegestöber nicht aufhörte zu blühen und dass ihr vielleicht ein neuer Frühling bevorsteht: ein Trost das für die zarten, künstlerischen Seelen, die Träume, Farben und Melodien um ihrer selbst willen lieben.

Pr a g.

F. B. Krejčí.

## Berliner Gewerbe-Ausstellung.

Karl Lamprecht erzählt in seiner Deutschen Geschichte, dass gewisse ritterchaftliche Bünde des Mittelalters allmählich ihre praktisch-sachlichen Zwecke eingebüßt, aber als bloß gefellige Vereinigungen zu Vergnügungszwecken weiter existiert hätten. Damit ist ein Typus sociologischer Entwicklung bezeichnet, der auf den verschiedensten Gebieten gleichmäßige Verwirklichung findet. Der Doppelsinn von „Gesellschaft“ drückt es symbolisch aus, wie sehr das gefellige Vergnügen mindestens als ein Nebenproduct jede Vergesellschaftung begleitet, wie es den Berührungspunkt der heterogensten Interessengruppen bildet und so als eine zusammenführende Kraft übrig bleibt, wenn die sachlichen Gründe und Reize der Vereinigung ihre Wirkung verloren haben. An der

Geschichte der Weltausstellungen, anhebend von ihren Vorgängern, den Jahrmärkten, tritt die Unermeßlichkeit dieses Grundtypus aller menschlichen Vergesellschaftung in die klarste Erscheinung, und die Stärke, in der er die Berliner Gewerbe-Ausstellung charakterisiert, läßt schon für sich allein diese in die Familie der Weltausstellungen gehören. Hier ist die Fülle und Divergenz des Gebotenen, die als schließlichen Einheitspunkt und farbegebendes Characteristicum nur das Amüsement bestehen läßt. Die nachbarliche Enge, in die die heterogensten Industrieproducte gerückt sind, erzeugt eine Paralyse des Wahrnehmungsvermögens, eine wahre Hypnose, in der der einzelne Eindruck nur noch die obersten Schichten des Bewusstseins streift und schließlich nur die am häufigsten wiederholte Vorstellung als Sieger über den Reichen unzähliger würdigerer, aber in ihrer Zersplitterung schwacher Eindrücke im Gedächtnis zurückbleibt: die Vorstellung, dass man sich hier amüsieren soll. Ein sehr kleinlich erscheinendes Arrangement dient dieser Reduction des Ganzen auf den Generalnennner Vergnügen in psychologisch feiner Weise: alle paar Schritte nämlich wird für eine besondere Schaustellung oder sonstige Darbietung ein kleines Eintrittsgeld erhoben. Dadurch wird die Neugier immer von neuem gespannt, jedes einzelne Vergnügen erscheint durch die dafür gemachte Aufwendung gewichtiger und betonter, das Viele, an dem man vorbeigehen muß, erregt die Vorstellung, dass hier noch vielerlei Ueberraschungen und Vergnügungen aufgespeichert bleiben, kurz die Abtönmung auf das leitende Motiv: Amüsement — wird durch diese steten, nur durch ein kleines Opfer zu überwindenden Hemmungen gründlicher erreicht, als wenn eine einmalige höhere Eintrittszahlung einem alles gleichmäßig zugänglich machte, dafür aber dem „Vergnügungssinn“ jene fortwährenden kleinen Reizungen verjagte.

Jeder feiner empfindliche Sinn aber wird sich durch die Massenwirkung des hier Gebotenen vergewaltigt und derangiert fühlen, wie andererseits doch nicht gelehnet werden kann, dass dem Aufregungsbedürfnis überreizter und ermatteter Nerven gerade diese Fülle und Buntheit vorüberfliegender Eindrücke angemessen ist. Während nämlich steigende Kultur zu immer größerer Specialisierung und häufigerer Einseitigkeit der Leistungen führt, zu immer engerer Beschränkung auf das zugewiesene Gebiet — entspricht dieser Differenzierung der Production keineswegs eine ebensolche der Consumption; sondern im Gegentheil: es scheint, als ob der moderne Mensch für die Einseitigkeit und Einförmigkeit seiner arbeitsteiligen Leistung sich nach der Seite des Aufnehmens und Genießens hin durch die wachsende Zusammenbrängung heterogener Eindrücke, durch immer rascheren und bunteren Wechsel der Erregungen entschädigen wolle. Die Differenzierung der activen Provinzen des Lebens ergänzt sich offenbar durch umfassende Mannigfaltigkeit seiner passiven und rezeptiven. Die Uingeduld vielfältiger Kräfte, durch die die Menschenseele ein Mikrokosmos ist und der die Differenzierung des modernen Arbeitens keine volle Entfaltung gewährt, sucht sich an der Vielseitigkeit, den Unterschiedsreizen, den zusammengedrängten Entgegengesetztheiten des Empfangens und Genießens auszuleben. Keine Erscheinung des modernen Lebens kommt diesem Bedürfnis so unbedingt entgegen, wie die großen Ausstellungen, nirgends sonst ist eine große Fülle heterogenster Eindrücke in eine äußere Einheit so zusammengebracht, dass sie der durchschnittlichen Oberflächlichkeit doch als zusammengehörig erscheinen und gerade dadurch jene lebhafteste Wechselwirkung unter ihnen erzeugt wird, jene gegenseitige Contrastierung und Steigerung, die dem ganz beziehungslos Nebeneinanderliegenden versagt ist.

Nun wird hier eine Einheit des Ganzen allerdings in sehr wirkungsvoller und interessanter Weise durch die Idee getragen, dass diese Unüberschaubarkeit von Objecten in einer Stadt producirt sind. So wenig sie diesen Ursprung etwa in einer Gleichmäßigkeit des Stiles oder durchgehender Tendenzen zum sichtbaren Ausdruck bringen, so sehr er vielmehr nur als darüber schwebende Idee eine psychologische Wirklichkeit üben kann — so ist diese doch nicht zu verkennen. An Weltausstellungen ist es ein eigenthümlicher Reiz, dass sie ein momentanes Centrum der Weltkultur bilden, dass die Arbeit der ganzen Welt sich, wie in einem Bilde, in diese enge Begrenzung zusammengezogen hat. Hier umgekehrt hat sich eine einzige Stadt in die Gesamtheit der Kulturleistungen verbreitert. Es fehlt kein Typus wesentlicher Producte, und so sehr das Material und die Muster dieser aus der ganzen Welt zusammengeholt sind, so haben sie doch hier die abschließende Form erhalten, jedes ist erst hier ein Ganzes geworden. So wird denn hiermit recht klar, was „Weltstadt“ bedeutet und dass Berlin, trotz allem, eine ist: eine Stadt, der die ganze Welt die Stoffe ihres Arbeitens liefert und die diese zu allen wesentlichen Formen gestaltet, die irgendwo in der gegenwärtigen Kulturwelt erscheinen. Vielleicht ist nach dieser Richtung hin die Berliner Ausstellung eine ganz einzige Erscheinung; vielleicht ist es noch niemals so anschaulich gemacht worden, wie sehr die Form der modernen Kultur gestattet, sie an einem Plage zu verdichten und zwar nicht, wie die Weltausstellung es thut, durch mechanisches Zusammentragen, sondern durch eigene Production, mit der die eine Stadt sich als Abbild und Auszug der gewerblichen Kräfte der Kulturwelt überhaupt darbietet.

Es ist von großem kulturhistorischem Interesse, die Herausbildung eines eigenartigen Stiles für solche Darbietungen zu verfolgen. Am marktesten tritt hier in den Baulichkeiten der spezifische Aus-

stellungsstil hervor. Eine ganz neue Proportion zwischen Festigkeit und Vergänglichkeit mußte nicht nur in der verborgenen Structur, sondern auch in dem ästhetisch Beurtheilbaren herrschend werden. Indem das Material und seine inneren technischen Bedingungen einen ganz harmonischen Ausdruck in der äußeren Formgebung gewonnen haben, ist eine der letzten und tiefsten Forderungen aller Kunst erfüllt. Die Mehrzahl der Baulichkeiten, insbesondere gerade die Hauptgebäude, tragen durchaus den Charakter einer Schöpfung für die Vergänglichkeit; weil ihnen dieser unmißverständlich aufgeprägt ist, wirken sie absolet nicht unsolid; denn der Eindruck der Unsolidität entsteht nur, wo das Vergängliche dem Anspruch auf Dauer und Widerstandskraft genügen soll. Im Ausstellungsstil kann die Phantasie des Architekten von dieser Forderung befreit walten und so Anmuth und Würde in ganz eigenen Maßen mischen. Es ist die bewußte Verneinung des Monumentalstiles, die hier eine ganz neue positive Gestaltung ergeben hat. Wenn es sonst der Sinn aller Kunst ist, an vergänglichem Materiale die Ewigkeit der Formen zu verkörpern, wenn gerade in der Baukunst sonst das Ideal der Dauer zur Verwirklichung und zum Ausdruck strebt — so fornt hier der Reiz und Duft der Vergänglichkeit einen eigenen Stil, und, um so charakteristischer, aus einem Materiale, das doch wieder auf nicht beschränkte Dauer angelegt scheint. Und wirklich ist es den Architekten unserer Ausstellung gelungen, daß man diesen Gegensatz gegen das historische Ideal der Baukunst nicht als Widerspruch und Stillosigkeit, sondern nur als eine jener Entwicklungen empfindet, in denen der letzterreichte Punkt erst an dem Ausgangspunkt, wie an einem anders gefärbten Hintergrund, die Betonung seines Sinnes erhält und indem er ihn zu verneinen scheint, dennoch in eine Reihe mit ihm gehört. Nach der architektonischen Seite hin bezeichnet diese Ausstellung vielleicht den Gipfelpunkt dessen, was das Ausstellungsprincip bisher in ästhetischer Productivität geleistet hat. Nach einer anderen Seite seiner Fruchtbarkeit hin steht sie wenigstens auf einer relativen Höhe: ich meine die durch die Ausstellungen hervorgerufene Steigerung dessen, was man die Schaufenster-Qualität der Dinge nennen könnte. Die Warenproduction unter der Herrschaft der freien Concurrenz und mit dem durchschnittlichen Uebergewichte des Angebots über die Nachfrage muß dazu führen, den Dingen über ihre Nützlichkeit hinaus noch eine verlockende Außenseite zu geben. Wo die Concurrenz in Bezug auf Zweckmäßigkeit und innere Eigenschaften zu Ende ist — und oft genug schon vorher — muß man versuchen, durch den äußeren Reiz der Objecte, ja sogar durch die Art ihres Arrangements das Interesse der Käufer zu erregen. Dies ist der Punkt, an dem gerade aus der äußersten Steigerung des materiellen Interesses und der bittersten Concurrenz noch eine Wendung in das ästhetische Ideal erwächst. Das Bestreben, dem Nützlichen auch einen Reiz für das Auge zu geben, wie es den Orientalen und den Romanen ganz natürlich ist, entspringt bei uns aus dem Kampfe um den Abnehmer — das Anmuthigste aus dem Anmuthlosesten. Die Ausstellung, in der überhaupt, ihrer Betonung des Vergnügens zufolge, eine neue principielle Synthese zwischen dem äußerlichen Reiz und der sachlichen Zweckmäßigkeit der Dinge gesucht wird, stellt die äußerste Steigerung dieses ästhetischen Superadditums dar. Das banale Bestreben, die Dinge „ins rechte Licht zu setzen“, läutert sich aus dem marktstreuerischen Vordringen zu den interessantesten Versuchen, ihnen durch das Arrangement ihres Zusammenseins neue ästhetische Bedeutungen zu verleihen — wie die gemeine Reclame zur Placatkunst vorgeschritten ist. Es ist überhaupt sehr merkwürdig: der einzelne Gegenstand innerhalb einer Ausstellung zeigt dieselben Beziehungen und Modificationen, wie sie dem Individuum innerhalb der Gesellschaft eigen sind: einerseits Herabdrückung durch den anders qualifizierten Nachbar, andererseits Hervorhebung auf Kosten eben- deselben; andererseits Mivellierung und Vergleichgiltigung durch die gleichartige Umgebung, andererseits die Steigerung, die das und der Einzelne gerade durch die Summierung der Eindrücke erfährt; einerseits ist das Einzelne nur Element eines Ganzen, nur Glied einer höheren Einheit, andererseits tritt es doch mit dem Anspruch auf, selbst ein Ganzes und eine Einheit zu sein. So spiegeln die Eindrücke der in einem Rahmen vereinten Dinge mit ihren wechselseitig erregten Kräften, ihren Widersprüchen wie ihrem Zusammengehen, die objectiven Verhältnisse socialer Elemente wieder. Dies eigenthümliche Relief, das die Dinge so durch ihre Wechselwirkungen, ihr Vor- und Zurücktreten gewinnen, gilt es nun, in der Ausstellung ästhetisch auszunutzen, wie es in der Gesellschaft gilt, eben die entsprechenden Verhältnisse ethisch auszunutzen. Deutsche, insbesondere norddeutsche Ausstellungen können in dieser Hinsicht mit den Franzosen nur schwer concurren, bei denen die Fähigkeit, den Reiz der Erscheinung mit allen Mitteln herauszuarbeiten, eine viel längere Geschichte und viel breitere Gelegenheiten hat. Immerhin ist in dieser Ausstellung das Bestreben sichtbar und nicht immer erfolglos, die ästhetischen Chancen auszubauen, die das „Ausstellen“ der Waren ihrer Anziehungskraft hinzufügen kann. Gewiss sind gerade die Geschmacksqualitäten die mangelhaftesten an den Einzelheiten dieser Ausstellung. Allein von der „praktischen Vernunft“ Berlins, die sich in dieser Ausstellung objectiviert und verkörpert hat, ist zu hoffen, daß sie wenigstens jene ästhetischen Impulse weiterentwickeln wird, die aus der Ausstellung als solcher, als einer besonderen Form der Darbietung von Arbeitsproducten quellen.

Berlin.

Georg Simmel.

## Die Woche.

### Politische Notizen.

Der zustellende Amtsdienner des k. k. Landesgerichtes in Straßachen rechnet mich zu den ärgsten Verbrechen seines Rayons, weil ich eine der stärksten Criminal-Kundschaften bin, die er zu bedienen hat. Nulängst hatte er mir gleich vier blaue Criminalgerichts-Vorladungen auf einmal zuzustellen. Es handelte sich um die Verhandlungen über die vier Einsprüche, welche ich gegen die vier der „Zeit“ im Mai und Juni zu Theil gewordenen Confsiscationen erhoben hatte. Bei den Verhandlungen selbst glänzte ich durch Abwesenheit. Nachdem ich meine Ansicht über die Confsiscationspraxis des Ministeriums Badeni in einem Leitartikel der „Zeit“ Nr. 91 und einer in Nr. 92 abgedruckten Parlaments-Interpellation vor einem größeren und mir wertvolleren Publicum ausreichend vorgelegt hatte, ließ ich die Herren v. Holzinger und Sawlath die schöne Scene der Einspruchsverhandlung viermal hintereinander unter sich abspielen. Was für Verbrechen und Vergehen mir bei diesen vier Gerichtsverhandlungen der Staatsanwalt, Herr Sawlath, aufplaidiert, und welche Rechtsbefehringen der Gerichtshofs-Präsident, Herr v. Holzinger, dem Herrn Sawlath erteilt hat, weiß ich nicht, interessiert mich auch ungemein wenig. Vor einigen Tagen erschien wieder der criminelle Amtsdienner bei mir und überreichte mir mit der Höflichkeit, die ihm vor einem Ba gross-Conjumenten von Strafgesetz-Paragaphen wie mir gemeint, mit einer Verbengung gleich vier wohlherseggelte Urtheile des k. k. Landesgerichtes Wien. Sie betrafen meine vier Einsprüche. Drei dieser Einsprüche wurden abgewiesen, einem der vier Einsprüche wurde stattgegeben.

Der erfolgreiche Einspruch fiel zufällig auf Nr. 90. Die Confsication der Nr. 90 der „Zeit“ ist somit aufgehoben. In der Begründung heißt es: „In den incriminirten Stellen . . . sind zwar Schmähungen und Beschimpfungen von Regierungsorganen enthalten, allein das Schmähende und Beschimpfende genügt zum Thatbestand des § 300 Str.-G. nicht. Die Schmähungen müssen vielmehr geeignet sein, andere zu Haß oder Verachtung gegen die Organe der Regierung anzureizen.“ Das ist selbstverständlich jedem Juristen schon vorher bekannt gewesen. Aber Herr v. Holzinger muß wohl, als er das Plaidoyer des Herrn Sawlath anhörte, den Eindruck gewonnen haben, daß es nothwendig ist, irgend Jemanden an diese juristische Fabelweisheit zu erinnern. Sonst hätte er sich nicht die Mühe zu nehmen gebraucht, sie zu stilisieren. Aus seiner Urtheilsbegründung ersieht man jedenfalls, wie genügsam der Staatsanwalt ist, wenn es sich darum handelt, einen Vorwurf zur Confsication der „Zeit“ zu gewinnen.

Die Begründung der drei anderen Urtheile läßt sich nicht gefahrlos wiedergeben, weil sie mit den incriminirten Ausdrücken der confsicirten Artikel unterspielt ist. Aber ein Säcken aus einer dieser Urtheilsbegründungen darf wohl hervorgehoben werden. Es heißt da in einem bestimmten Zusammenhang, daß die „Grundsatzlosigkeit gewiss eine der größten moralischen Defecte involviert.“ Diese moralische Sentenz des Herrn von Holzinger ist unbestreitbar richtig. Anknüpfend daran erlaube ich mir einen Preis von 1000 (Schreibetausen) Heller in regulirter österreichischer Währung auszusprechen, den der Glückliche erhalten soll, dessen Forschungen es gelingt, in den bisherigen Regierungsactionen des Ministeriums Badeni — von der „voranleuchtenden Kultur des deutschen Volkes“ bis zur nachleuchtenden Delfunzel des czechischen Hofraths-Genies Elm, von den „unberufenen Händen“ des Dr. Lueger bis zu der Berufung des Dr. Lueger in die Hofburg, von der Sanctions-Verweigerung des Herrn v. Bilinski bis zur 2½ Millionen-Grundsteuernachlass-Gewährung eben- deselben, von der Deffentlichkeit der fünften Curie-Wahlen in der Regierungsvorlage bis zur Geheimhaltung der Wahlen in dem Parlamentsbeschluss — in allen diesen und allen anderen Thaten des Ministeriums Badeni auch nur die leiseste Spur eines leitenden Grundfahes aufzufinden. Richter, Staatsanwälte, deutschliberale Freiheitskämpfer und jungezechische Volksvertreter sind zum Wettbewerb ganz ausdrücklich eingeladen.

Also, diesmal bezahlen wir selbst drei Confsicationen und eine bezahlt uns der Staatsfah. Das gibt für unseren Ausgleich mit der verehrlichen Staatsverwaltung eine Note von 75:25%. Sie ist immerhin schon besser als im Vorjahr, wo wir die ganzen 100% unserer Confsicationen selbst bezahlen mußten. Aber im nächsten Jahr hoffen wir eine noch glünstigere Note zu erreichen. Die Confsicationen der „Zeit“ sind eine gemeinsame Angelegenheit zwischen uns und dem Staat. Es ist gerecht, daß beide Theile zu deren Kosten beitragen. Es ist aber nicht einzusehen, warum wir einen größeren Theil auf uns nehmen sollten als der Staat, der doch finanziell nicht minder leistungsfähig ist als wir. Deshalb sind wir für eine mäßigeren und gerechtere Confsicationsquote.

In früheren Zeiten war es immer unser großes österreichisches Uebel in allen Verhandlungen mit Ungarn, daß unsere Minister den ungarischen nicht gewachsen waren, weshalb wir regelmäßig den Kürzeren zogen. Das hat endlich Gottseidank aufgehört. Graf Badeni ist ein ebenso bedeutender Staatsmann als Baron Wastffy, und Baron Banffy kann unmöglich minder tief in die Ausgleichsprobleme eingeweiht sein als Graf Badeni. Ohne die Weiden wären die Fachminister kaum so bald zu einer Einigung gekommen. Weil aber bei den Ausgleichs-Verhandlungen beide anwesend waren, ist alles so großartig gegangen. Der seltenere Fall hat sich ereignet, daß in dem Grafen Badeni und dem Baron Banffy zwei vollständig ebenbürtige Gegner einander gegenüberstanden, und, wenn der Ausgleich gelingt, wird man wirklich nicht wissen, welchem von den Weiden man das Verdienst daran zuschreiben soll.

In der letzten Woche ist der „Arbeiter-Zeitung“ ganz unverdienterweise eine Ehre widerfahren. Sie ist nämlich confsicirt worden. Die Confsication betraf eine Notiz, in welcher die „Arbeiter-Zeitung“ die polnische Schlachta und den Polenclub angegriffen hatte. Da weder